

# Der Gratulant : zur gegenwärtigen Sammlung Pro Infirmis

Autor(en): **Ineichen, Fritz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **50 (1946-1947)**

Heft 13

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-669093>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Der Gratulant

Zur gegenwärtigen Sammlung Pro Infirmis.

Der Spittel-Toni war ein von der Natur etwas karg ausgerüsteter Mensch. Von den Gaben des Himmels besaß er nicht alle, jedoch war dabei die Gutmütigkeit und die Friedfertigkeit.

Er hatte früh seine Eltern verloren, und da sie arm waren, gab man das Kind in den Spittel, wie im Dorfe Dingsda das Bürger- und Waisenhaus heißt. Dort wuchs der Toni auf. Mit der Umwelt kam er erst so richtig in Verkehr, als er in die Schule mußte. Da er ab ein etwas sonderbar gestaltetes Bublein war, mit zwei dünnen Beinchen, einem schmalen Körper und einem etwas großen Kopf, mußte er viel leiden. Die Lehrer ließen ihn immer zehn Minuten vor Schulschluß laufen, damit er nicht zur Zielscheibe jugendlichen Unverständes wurde. Und so beinelte Toni regelmäßig als erster aus der Schule ins Außerdorf und kündete an, daß der Haupttroß der Schüler auch bald folgen werde.

Später jedoch, mit zunehmendem Alter, sicherte sich der Toni auch seinen Platz an der Sonne. Er avancierte zum Gemüsehausierer des Bürgerheims und genoß in diesem Amt viele Freiheiten, die anderen Leidgenossen versagt blieben. Und er war ein ausgezeichnete Hausierer, pries seinen Blumenkohl und den Rükslisalat mit so beredten Worten, daß es keine Hausfrau über ihr Herz brachte, den Spittel-Toni ohne Gemüsekaufabschluß ziehen zu lassen. Und so konnte der Toni Tag für Tag seinen Hentelkorb drei- oder viermal neu einfüllen und brachte mit der Zeit einen guten Baken Geld in die Haushaltungskasse des Bürgerheims.

Noch etwas war dem Tonni eigen, mit dem er in Dingsda allen Mitbürgern haushoch überlegen war. Er kannte den Gregorianischen Kalender wie niemand sonst. Er wußte, wann Isidor und Bartholome war, kannte sämtliche Namens-tage von Ottilia bis Silvester. Er hatte sich nicht nur die Namen der Kalenderheiligen in sein Gedächtnis eingepägt, er führte auch Buch über die Geburtstage der Dorfgrößen, wußte den Geburtstag aller Gemeinderäte, auch den der Frau

Kerzenvogt und der Kapellbögte bis hinauf zu den Kantonsrichtern.

So geschah es, daß er an wichtigen Namens- oder Geburtstagen seinen Deckelkorb links liegen ließ, am Morgen seine enganliegenden Sonntagshosen und das, von einem längst verstorbenen Professor an das Bürgerheim vermachte, leicht grünlichschillernde Fräcklein anzog. Er drückte sich auch das schwarze Krabättlein zurecht und zog dann in dieser festlichen Ausstattung zum Geburts- oder Namenstagskind. Mit einer Fülle von linkischen Komplimenten postierte er sich zwischen den Türballen, räusperte sich und begann dann mit seinem Gratulationsgedicht. Das Gedicht hatte in der Regel sechs Strophen, und Toni sagte es im gleichen Tonfall her, wenn er nicht vorher durch den Griff des Geehrten in den Geldbeutel unterbrochen wurde. Oftmals gab es auch ein Gläschen Wein oder einen Kaffee mit Kuchen, das sich unser Toni natürlich schmecken ließ. So konnte es aber geschehen, daß am Tage des Heiligen Marzellus, der Kirchenpatron von Dingsda war, und deshalb viele Namensvettern hatte, Toni beim zehnten oder zwölften Namenstagskind leicht Schlagseite hatte. Der Türpfosten gab dann seinen wackeligen Beinen Halt, das Gedicht hatte aber keine korrekte Reihenfolge mehr, und Toni brachte es dann einfach in kunterbuntem Durcheinander vor. Glücklicherweise fand er jedoch den Weg heimwärts immer wieder, bevor das havarierte Schiff am Straßengraben sank.

Über das erhaltene Geld führte Toni genau Buch. Die Zweibäkler kamen in die rechte, die Bäckler in die linke Hosentasche. Die Fränkler wanderten in die Frackschöße und die Fünziger in den Hosensack. Mit dem erhaltenen Geld aber tat er viele gute Werke. Einen Fünziger reservierte er für den Inäugi, den man so nannte, weil er bei einem Unfall ein Auge verloren hatte, dreißig Rappen bekam die kleine stumme Maria, einen Fränkler der alte kranke Isidor und so fort bis fast zum letzten Bürgerheiminsassen. Was blieb, behielt er nicht für sich, sondern das gab

er der Rinderschwester für ihre Schützlinge. So war der Toni schlechthin der beliebteste Mann im Bürgerheim, und sein Wort galt etwas.

Der Spittel-Toni hat das Zeitliche längst gesegnet, aber die Erinnerung an ihn lebt im Dorfe

Dingsda weiter, und an den Geburts- und Namenstagen ist es den Ratsherren, als ob zum Festtagskuchen etwas fehle, der Gratulant im Träcklein, unter dem Türrahmen.

Fritz Ineichen

## AUS DER WUNDERWELT DER NATUR

### *Sable Island — die geographische Amoebe*

Die Zoologie der niedern Tiere präsentiert allen, die es wissen wollen, als eine der am meisten typischen Erscheinungen aus dem Leben der einzelligen Lebewesen die Amoebe, jenes Tierchen, das fortwährend seine Gestalt verändert. Eine ähnliche Erscheinung, allerdings auf einer ganz anderen Ebene, stellt die Sand-Insel dar, die unter dem Namen Sable Island nur auf ganz grossen Karten verzeichnet ist, sonst aber nur im Gedächtnis aller derer existiert, die als Schifflente den Nordatlantischen Ozean zu überqueren haben. Da die Schifffahrt nach der Zwangspause des zweiten Weltkrieges wieder allmählich in ihre Rechte tritt, mag ein Hinweis auf dieses sonderbare Gebilde angebracht sein, das einen eigentlichen Friedhof darstellt, haben doch im Laufe des 19. Jahrhunderts nicht weniger als zweihundert Schiffe, grösstenteils Frachter, ihr Ende in den Wanderdünen der Sand-Insel gefunden. Es handelt sich bei diesem Eiland, auf 44 Grad nördlicher Breite und 60 Grad westlicher Länge rund 180 Meilen von Halifax entfernt gelegen, nicht um die grösste Ansammlung von Sandbänken, wohl aber um die perfidesten, die in stark befahrenen Gewässern vorhanden sind, denn sie wechseln wirklich dauernd ihre Gestalt, so dass keine Seekarte die Umrisse festhalten und die Steuerleute damit warnen kann.

Die Insel, auf der kein Baum, kein Stein zu entdecken ist, beherbergt als einzige Fauna vierhundert Ponys, die sich vom kargen Gras im Innern der Insel nähren und deren Abkunft dunkel ist: die Zahl der Legenden, die sich um den Schiffbruch ranken, in dessen Gefolge die Ponys auf die Insel verschlagen wurden und sich dann sesshaft machten, beträgt ein halbes Dutzend. Die Tiere haben kein leichtes Leben, denn Blizzards

wie in arktischen Regionen, Sandstürme wie in der Sahara fegen je nach Jahreszeit über die Einöde, wo zwei Dutzend Menschen, darunter drei Frauen, ein abgeschiedenes Dasein fristen. Es handelt sich um Beamte der kanadischen Regierung, die hier den Dienst als Leuchtturmpersonal versehen, die Wetterstation bedienen, die Funkstation unterhalten und als Angehörige der Rettungsgruppe immer dann in Aktion treten, wenn sich ein Unglück ereignet hat. Vielfach ist allerdings an eine Hilfeleistung nicht zu denken, denn nicht alle Katastrophen können von der Insel aus verfolgt werden: wenn ein Schiff in der Dunkelheit oder im Sturm auf eine der vielen, sich dauernd verändernden Sandbänke auffährt, so ist Hilfe nicht immer möglich, und erst später kann man an einem aus dem Sand herausragenden Mast oder an treibenden Trümmern erkennen, dass der Friedhof wieder Zuwachs erhalten hat. Es geht meistens sehr rasch mit dem Begräbnis, denn der wandernde Sand frisst die Ueberreste der Schiffe förmlich auf. Ein Mitarbeiter der Londoner Zeitung «Saturday Evening Post» hatte Gelegenheit, die Umgebung der Insel, die Wanderdünen, im Flugzeug zu überfliegen, und er berichtet, dass er eine Menge dunkler Flecken im Sand — es war sehr helles Wetter — gesehen habe: ausnahmslos vom Sand bedeckte Schiffsleichen, und nur hie und da ragte ein Trümmerstück aus dem unheimlichen Allesfresser Sand heraus. — Dass gerade hier ein solcher Friedhof etabliert wurde, hat seinen Grund darin, dass in dieser Breite die Meeresströmungen von Grönland und Labrador aufeinandertreffen und die Sandbänke aufwühlen und in ihrer Gestalt dauernd verändern — so entstehen die Amoeben der Geographen. -o-

Redaktion: Dr. Ernst Eschmann, Freiestr. 101, Zürich 7. (Beiträge nur an diese Adresse!) Unverlangt eingesandten Beiträgen muss das Rückporto beigelegt werden. Druck und Verlag Müller, Werder & Co. AG., Wolfbachstr. 19, Zürich.